

Besprechungen

Patrik Baab

Recherchieren

Ein Werkzeugkasten zur Kritik der herrschenden Meinung

Frankfurt: Westend-Verlag, 2022. – 264 S.

ISBN 978-3-86489-324-7

In der journalistischen Praktikerliteratur gibt es eigentlich genügend Recherche-Ratgeber. Der Journalist Patrik Baab hat die Auswahl nun um einen merkwürdigen Hybrid ergänzt. Bei seinem Buch „Recherchieren“ handelt es sich um eine Mixtur aus politischer Streitschrift und eben einem Recherche-Ratgeber. Der Untertitel signalisiert, worum es dem Autor geht: um Ideologie- und Herrschaftskritik, um eine „Einhegung“ von Macht (S. 9). Recherche soll dazu mehr als nur Mittel zum Zweck sein, sie sei, so wörtlich, „eine Waffe“ (S. 21).

Baab fundiert sein Vorhaben mit allerlei theoretischem Unterbau – oder sollte man sagen: Überbau? Kant ist sein liebster Säulenheiliger, aber auch viel Marx, Lukács, Horkheimer und Adorno natürlich und aus der Gegenwart Rainer Mausfeld und Michael Meyen.

Das Buch hat nur drei Kapitel, davon ist das zweite mit über 150 Seiten das stärkste: „Der journalistische Werkzeugkasten“. Baab geht darin von berühmten Skandalen aus, z. B. *Watergate*, *Collateral Murder* und *Citizenfour*, Fallgeschichten, die er breit nacherzählt, um im Anschluss deren Bedeutung für den Journalismus zu verdeutlichen. Problem dabei: Wer so hoch ansetzt, hat es im Anschluss schwer, den Leser:innen klarzumachen, was sie damit in ihrem weit weniger welthistorischen Alltag anfangen könnten.

Zudem fällt eine kapitale Leerstelle auf: Obwohl sich Baab unter allen Weltproblemen vor allem für den Finanzkapitalismus interessiert (gar nicht hingegen für den Klimawandel), ist von den *Panama Papers* und anderem hier gar nicht die Rede. Obwohl diese Fälle m. E. unbedingt in ein Buch über herrschaftskritisches Recherchieren hineingehört hätten, lässt sich an ihnen doch zeigen, wie sich avancierte Recherche weiterentwickelt hat, um neuartigen Herausforderungen der Globalisierung begegnen zu können – durch intelligente Nutzung von Leaks, durch technisch versierten Datenjournalismus und internationale Zusammenarbeit samt einer orchestrierten Strategie der Publikation, um größtmöglichen Im-

pact zu erzeugen. Kein Wort davon; die Obermay(i)ers kommen schlicht nicht vor.

Natürlich findet sich auch Brauchbares in diesem Buch. Die Mischung aber bleibt disparat, weil der Recherchetipp oft unverbunden neben dem politischen Lamento zu stehen kommt. Ersterer wirkt dann wie simpler Praktizismus bis hin zu der Kuriosität von werblich klingenden Softwaretipps. Das Teilkapitel 2.4 „Quellen schützen“ ist gut gemeint, fasst aber nur das Buch „Informantenschutz“ von Welcher/Kloiber (2017) zusammen. Erklärtermaßen bedient sich Baab dort, vergisst diesen und andere Titel dann aber im Literaturverzeichnis (die Zitierweise ist ohnehin gewöhnungsbedürftig).

Im Ergebnis zeigt Teilkapitel 2.4, dass der Autor die Materie des Informantenschutzes schon rein technisch nicht wirklich durchdrungen hat und eher dies und das collagiert. Teilkapitel 2.9, um noch ein Beispiel etwas näher zu betrachten, ist dem „Fragen stellen“ gewidmet. Hier verliert sich der Autor auf 20 Seiten, denn am Ende geht es weniger um das Fragen als Recherchetechnik als um das Interview als Darstellungsform. Besprochen werden sogar Kamera, Ton und Lichtverhältnisse, worin sich der erfahrene NDR-Redakteur, der Baab auch ist, zeigt. Nur hätte es in einem Recherchehandbuch um Anderes gehen sollen.

Politik und Praxis – beide Komponenten werden zusammengezwungen in einem Schema, mit dem Baab die Entwicklung einer Recherche-Hypothese veranschaulichen will. Zu benennen sind darin „Täter“ und „Opfer“ (S. 105) (statt Akteure und Betroffene, wie man neutraler sagen würde). Aber Baab will ja nicht neutral sein, er hielte das für einen Fehler: „Das Neutralitätsgebot verschleierte, dass Journalisten sich längst in den Dienst der Macht gestellt haben.“ (S. 22) Nicht sehr systematisch, aber doch passim ist sein Buch durchsetzt von der aktuellen Professionsdebatte zu der Frage, wie engagiert, wie aktivistisch darf Journalismus sein (S. 18, 36f., 106, 110, 221f., 223). Baabs Antwort ist klar: Recherche als „Waffe“ (S. 21). Aufgabe eines so verstandenen kritischen Journalismus sei es, „die Falschheit der Welt“ zu benennen und die sozialen Strukturen der Verantwortlichen „zu destabilisieren“ (S. 223).

Dem Autor ist nicht anzukreiden, dass seine Putin-Apologie (S. 90) nun in die Zeit des Ukraine-Krieges fällt. Aber er kommt noch mal auf Russland zurück und behauptet unter Berufung auf den emeritierten Strafrechtsprofessor Reinhard Merkel, die Inbesitznahme der Krim 2014 sei keine Annexion, sondern

eine Sezession gewesen. Das war ein Gastbeitrag in der FAZ. Die 533-seitige völkerrechtliche Analyse von Carolin Gornig aus dem Jahre 2020 mit gegenteiligem Ergebnis ist dem Rechercheur offenbar entgangen.

Ärgerlicher ist die Behauptung eines „politischen Narrativs“, das für Deutschlands Journalist:innen gelte. Auf S. 14 werden die Statuten bei Axel Springer (ohne explizite Nennung des Urhebers) aufgezählt, so als gälten die für alle. Im direkten Anschluss an „das Existenzrecht des Staates Israels und die Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden“ wird dann raunend behauptet, wer dieser „Erzählung“ nicht folge, könne es als Journalist in Deutschland schwer haben. Das ist grenzwertig.

Aber es geht noch heftiger, gegen Ende hin: „Fassadendemokratie“ (S. 188, 191), dieser milieuverhaftete Kampfbegriff schafft es bei Baab sogar ins Sachregister. Das regierungsamtliche (Miss-)Management der Coronakrise hat Baab vollends aufgebracht. Er versteigt sich zu der Behauptung: „Der öffentliche Debatte Raum wird so zum Exekutionsfeld politischer Säuberungen.“ (S. 218) „Repressive Öffentlichkeit“, „Berufsverbote“ zur Disziplinierung (ebd.) – auch diese Reizwörter machen den Jargon dieses Buches aus.

Es war übrigens im Sommersemester 2022 Grundlage eines Seminars, das der Autor als Lehrbeauftragter an der Universität Kiel gab. Wie aber will man junge Menschen, wie will man auch gestandene Berufskolleg:innen für kritische Recherche gewinnen, wenn man manche von ihnen pauschal so verunglimpft: „Geistig minderbemittelte, politisch aber umso mehr gefestigte Lohnschreiber (...) finden sich leicht“ (S. 195)? Politisch gefestigt – das scheint mir eher Patrik Baab zu sein.

Volker Lilienthal

Prof. Dr. Volker Lilienthal, Universität Hamburg, Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachgebiet Journalistik und Kommunikationswissenschaft, Von-Melle-Park 5, 20146 Hamburg, Deutschland, Volker.Lilienthal@uni-hamburg.de

Literatur

- Welchering, Peter; Kloiber, Manfred (2017): *Informantenschutz. Ethische, rechtliche und technische Praxis in Journalismus und Organisationskommunikation*. Springer Fachmedien
- Gornig, Carolin (2020): *Der Ukraine-Konflikt aus völkerrechtlicher Sicht*. Duncker & Humblot. Schriften zum Völkerrecht (SVR), Band 239.

Miriam Lemmert

Die Vermarktung des Kindes im Influencer-Marketing

Kinderrechte in Sozialen Netzwerken

Baden-Baden: Nomos, 2022. – 144 S.

ISBN 978-3-8487-8670-1

Nur 23 Prozent aller Eltern in Deutschland behaupten von sich, sich mit Kinderrechten „ganz gut“ auszukennen (Kinderreport des Deutschen Kinderhilfswerkes 2018). Immerhin: 70 Prozent behaupten, sie zumindest vom Namen her zu kennen. Aber ist das ausreichend? Schließlich ist die UN-Kinderrechtskonvention, in der die Kinderrechte festgelegt sind, geltendes Recht in Deutschland, in ihr wird die Subjektstellung der Kinder erstmalig uneingeschränkt anerkannt, in ihr sind die besonderen Bedürfnisse und Bedarfe von Kindern in den Bereichen von Förderung, Schutz und Partizipation kodifiziert, und sie bietet einen normativen Rahmen für Antworten auf die Frage: Welche Stellung haben eigentlich Kinder in unserer Gesellschaft?

Die UN-Kinderrechtskonvention ist übrigens auch geltendes Recht im Internet, geltendes Recht in den sozialen Netzwerken. So scheint es doch eigentlich verwunderlich, dass seit einigen Jahren ein Phänomen um sich greift, welches eine enorme Produktion von Kinderrechtsverletzungen zur Folge hat: Kinder stehen plötzlich mit in den Bestenlisten der erfolgreichsten YouTuber*innen in Deutschland, Familienkanäle auf Instagram sind immer öfter Laufstege für Kindermode, und wo Bewegtbild in den Sozialen Netzwerken genutzt wird, hält auch ein Kind ein Produkt in die Kamera und schwärmt davon. Kinder sind Teil der Influencer*innen-Industrie geworden. Es gibt sie: Kinderinfluencer*innen.

Einmal mehr begegnet uns damit im Kontext von Medienwissenschaft und -pädagogik ein Phänomen, wo bei außenstehenden Erwachsenen allzu häufig ein beinahe automatisiertes Kopfschütteln über die junge Generation und ihre Macken einsetzt. Wie gut, dass es neben solchen Automatismen auch die der wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen mit neuen Phänomenen gibt.

Letzteres – die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung – wird bereits seit einigen Jahren von Akteur*innen der Medienpädagogik oder aus Kinderrechts-Organisationen heraus vorangetrieben, und es wird dabei mehr oder weniger erfolgreich versucht, einen ge-

sellschaftlichen Diskurs zu befüllen, der den Umgang unserer Gesellschaft mit Kindern und ihren Rechten im digitalen Raum zur Verhandlung stellt.

Miriam Lemmert zieht nun mit der wissenschaftlichen Perspektive auf Kinderrechte in Sozialen Netzwerken nach und schafft mit ihrer kürzlich veröffentlichten Arbeit „Die Vermarktung des Kindes im Influencer-Marketing“ erstmals einen Rundumblick über die rechtlichen Dimensionen auf das Phänomen von Kinder- und Familieninfluencer*innen. Lemmert ist selbst Juristin und eine der dann doch verhältnismäßig wenigen dieses Berufsstandes, die sich dem Feld der Kinderrechte zugewandt haben, derzeit promoviert sie zu Kinderrechten und Verfassungsrecht.

Sie beschreibt in ihrem Vorwort die Initialzündung für die zu besprechende Arbeit als Ergebnis der uns allen bekannten Coronalockdown-Beschäftigungen als Ersatzhandlungen – das intensivierte Nutzen Sozialer Netzwerke in Zeiten, wo analoge soziale Kontakte Richtung Null gefahren werden mussten, brachte Lemmert wohl unweigerlich in die Sphären der Kinder-Influencer*innen-Welt. Statt für das beinahe automatisierte Kopfschütteln entschied Lemmert, sich dem Phänomen doch lieber rechtswissenschaftlich zu nähern.

Was für Jurist*innen eventuell einem Standard folgt, mag für Kolleg*innen der gesellschaftspolitischen Arbeitsfelder eine Offenbarung sein, mindestens jedoch eine sehr gelungene und sehr gut strukturierte Arbeitshilfe, wenn es darum geht, das doch recht diffuse Feld des Phänomens Kinderinfluencer*innen zwischen Rechtsverletzungen, Zuständigkeiten, Gesetzeshierarchien, Regulierungsbedarfen und Staatsverträgen zu ordnen und zu systematisieren.

Ausgehend von allgemeinen Erläuterungen zu Influencing und digitalem Marketing wird Lemmert schnell konkret und dekliniert die betroffenen Rechtsgüter durch. Für alle, die bisher beim Betrachten von Video- oder Bildmaterial im Kontext Kinderinfluencing ein seltsames Gefühl im Bauch hatten und eine Ahnung, dass das so eigentlich nicht in Ordnung sein kann, lässt sich dies nun mit Begriffen unterlegen: Es geht hier um Einschränkungen von Privat- und Intimsphäre, Cybermobbing, Hate, eingeschränkte Identitätsbildung, es geht um Kinderarbeit, seelischen Missbrauch und fehlende Schutzräume.

Lemmert fasst im Zwischenfazit zusammen: „Das Problem dürfte deutlich geworden sein [...]“ und verweist auf die Schlüsselfragen,

die sich ihr wie den Lesenden gleichermaßen stellen: Wie kann das eigentlich möglich sein, wie können Kinder hier staatlicherseits geschützt werden und wie erreichen wir es zugleich auch, die Erfüllung der großen Prämisse der Kinderrechte – Beteiligungsrechte (hier im Sinne digitaler Teilhabemöglichkeiten) und Schutzrechte (insbesondere von Persönlichkeitsrechten und Schutz vor Kinderarbeit) – umzusetzen?

Antworten finden sich in den Folgekapiteln, in denen Lemmert im Sinne eines Handbuchs den normativen Rahmen von Völker- und Verfassungsrecht, über Familienrecht und Persönlichkeitsrechte, Datenschutz und Jugendarbeitsschutz bis letztlich hin zum Jugendmedienschutzstaatsvertrag stringent durchdekliniert. Und schon diese Aufzählung in all der Fülle von greifenden (oder auch eben nicht greifenden) Gesetzen und Zuständigkeiten lässt erahnen: (Achtung, Spoiler!) „Es besteht Regulierungsbedarf.“

Auf den Lorbeeren dieser Erkenntnis ruht sich Lemmert allerdings nicht aus, sondern gewährt einen Blick in den internationalen Raum, wo mögliche Ansätze in anderen Ländern bereits zu finden sind, und entwickelt in der abschließenden Zusammenfassung konkrete Reform-Ansätze für Deutschland.

Auf den ersten Blick mag dieses Buch eine juristische Fachpublikation sein, die sich einmal quer durch unterschiedlichste Gesetze und Regulierungen durcharbeitet. Dabei gelingt es aber in besonderer Art und Weise, die Verbindung zur praktischen Realität, zum Alltag von Kinder- und Familieninfluencer*innen herzustellen, sodass zwischen allen Paragraphen und Gesetzesebenen nie das eigentliche Problem aus den Augen verloren wird, nie die Notwendigkeit der (auch juristischen) Auseinandersetzung mit dem Thema in Frage gestellt werden muss. So ist dieses Buch in besonderer Weise auch geeignet für Kolleg*innen der pädagogischen (Medien-)Praxis und aus dem Feld der Medienbildung und -wissenschaft, um das Phänomen Kinderinfluencer*innen in all der breiten Problematik zu greifen, zu sortieren und damit auch handlungsleitende Erkenntnisse für das Arbeitsfeld abzuleiten.

Dankbar möchte man sein für die sprachliche Nüchternheit, welche ein juristischer Hintergrund vielleicht auch grundsätzlich mit sich bringt: Bei der Fülle an Emotionen, die einen treffen, wenn man sich – insbesondere mit einem pädagogischen oder kinderrechtlichen Blick – konkrete Beispiele von Kinderinfluencer*innen anschaut, ist es fast eine Wohl-

tat, mit nüchternen Fakten, konkreten Gesetzesstellen und Hinweisen auf die juristische Einordnung dem entgegenzutreten zu können. Gleichwohl verliert sich Lemmert mitnichten in einem Fachjargon, der für Kolleg*innen anderer Disziplinen nur mit Fachwörterbuch verständlich wird, das Buch eignet sich hervorragend sowohl als Arbeitslektüre als auch zum „Schnell nochmal Nachschlagen“ und Querlesen.

Dieses Buch hat kein Happy End. Für ein Happy End müssen wir selbst sorgen. Durch gesellschaftliche Diskurse, durch Vermittlungs- und Bildungsarbeit, durch politischen Wandel und nicht zuletzt auch durch Gesetzesreformen. Wer Miriam Lemmerts Buch gelesen hat, hat einen ganzen Koffer voll Handlungsoptionen, Kinderrechte in den Sozialen Netzwerken umzusetzen, durchzusetzen und vorzuleben.

Luise Meergans

Luise Meergans, Deutsches Kinderhilfswerk, Leiterin Abteilung Kinderrechte und Bildung, Leipziger Straße 116–118, 10117 Berlin, Deutschland, meergans@dkhw.de

Joanna Nowotny / Julian Reidy Memes

Formen und Folgen eines Internetphänomens
Bielefeld: transcript, 2022. – 258 S.
ISBN 978-3-8376-6124-8

Das Rezipieren, Replizieren, Zitieren und Teilen von Memes ist inzwischen eine unüberschaubare Praxis in sozialen Medien. Sie dienen u. a. als Mittel der Vergemeinschaftung, Unterhaltung, Form der politischen Partizipation oder kommen im Rahmen eines jugendaffinen, popkulturell anschlussfähigen Marketings von Produkten zum Einsatz. Analog zu ihrem Bedeutungszuwachs als digitales Kommunikationsmittel ist in den vergangenen Jahren auch ein deutlicher Anstieg eines wissenschaftlichen Interesses an Memes zu verzeichnen. Das umfassende und informative Buch „Memes. Formen und Folgen eines Internetphänomens“ von Joanna Nowotny und Julian Reidy ist Ausdruck dessen. Anhand dieser kulturwissenschaftlichen Betrachtung von Internet-Memes soll „die von Felix Stalder ausgerufene Kultur der Digitalität genauer kartographiert werden“ (S. 9). Damit verfolgen die Autor:innen nicht nur ein hochgestecktes Ziel, sie wagen gleichzeitig den Spagat, ein Buch – ein eher behäbiges und stabiles Medium –

über ein sich so rasant wandelndes Online-Phänomen zu schreiben.

Der Spagat gelingt im Grunde gut. So diskutieren die Autor:innen stabile, weitgehend allgemeingültige Aspekte von Internet-Memes wie Charakteristiken und Strategien ihrer Mutationen und Replikationen, Humor als subversives Kommunikationsmittel sowie Mechanismen ihres politischen bzw. aktivistischen Einsatzes. Diese Aspekte lassen sich jederzeit auf unterschiedliche Motive, Gattungen und Inhalte von Memes übertragen. Der argumentative Bogen des Buches wird dabei weit gespannt: Neben aktuellen wissenschaftlichen Arbeiten unterschiedlicher disziplinärer Perspektiven kommen Sokrates, Schiller, Schopenhauer und sogar Karl Marx und Friedrich Engels mit dem Kommunistischen Manifest zu Wort.

Vielfältige Fallbeispiele werden zur Illustration der vorgebrachten Überlegungen herangezogen. Diese sind zwar hinsichtlich ihrer Halbwertszeit limitiert, manche hat das Internet vielleicht schon längst wieder vergessen. Allerdings entfalten die Autor:innen damit zuweilen eine sehr interessante „historische“ Perspektive auf bekannte Memes. Etwa erfahren die Leser:innen viel über die (politisch unverfänglichen) Ursprünge des inzwischen fast ausschließlich in rechtsextremen Diskursen verwendeten „Pepe the frog“. Anhand der Fallbeispiele zeichnen die Autor:innen außerdem Transformationsprozesse von „normalen“ Medienbeiträgen zu sich stetig verändernden, auf sich verweisenden Internet-Memes – und damit die Mechanismen der nach Stalder (2016) zitierten Kultur der Digitalität – nach.

Gemäß dem Klappentext wollen Nowotny und Reidy mit diesem Buch „Neuland“ betreten und Memes als „digitale Kommunikationsform definitorisch neu [zu] bestimmen“. Aber was genau ist das Neuland hier? Mit dem formulierten Anspruch fühlte ich mich sofort an Angela Merkel erinnert, die im Jahr 2013 das Internet als „Neuland“ bezeichnete. So wenig das Internet 2013 für die meisten Deutschen neu war – immerhin waren laut ARD/ZDF-Onlinestudie 2013 knapp 77 Prozent der Deutschen online – so *neu* erscheint mir auch dieses Buch. Ich möchte nicht falsch verstanden werden, es handelt sich um ein interessantes, umfassendes Überblickswerk mit anschaulich dargestellten Analysen von Fallbeispielen. Jedoch fällt meine Gesamtbeurteilung eher moderat aus.

Das hat verschiedene Ursachen, die ich nachfolgend kurz skizzieren möchte: Ich hat-

te beim Lesen vereinzelt das Gefühl, die Inhalte in ähnlicher Form bereits an anderer Stelle gelesen zu haben. Vielleicht wäre ich diesbezüglich weniger kritisch, wenn der Anspruch des Buches zurückhaltender formuliert würde. Die recht intensive Auseinandersetzung mit Plattformen wie *4chan* und *tumblr* gewissermaßen als Brutstätte von Internet-Memes wirkt zudem aus Perspektive einer Mainstream-Meme-Nutzerin recht spezifisch. Fraglich ist auch, inwiefern *tumblr* – außer aus Meme-historischer Perspektive – *noch* relevant ist, immerhin büßte die Plattform seit 2019 erheblich an Bedeutung und Nutzer:innen ein.

Die Fallbeispiele werden intensiv und verständlich analysiert, allerdings ist die Auswahl für mich nicht immer nachvollziehbar. So wird das politische Meme zu einem wesentlichen Teil anhand des Captain-America-Comics erläutert. Dieser Fokus erscheint für mich recht eng, leitet sich aber möglicherweise von der spezifischen Expertise der Autorin als profilierte Comic-Forscherin ab.

Das Buch bietet den Leser:innen eine Vielzahl an spannenden Einblicken und Gedanken, das Fazit wiederum fällt m. E. eher knapp aus. Es fehlt mir hier insbesondere ein produktiver Ausblick. Internet-Memes sind – wie die Autor:innen selbst mehrfach dokumentieren – ein zentraler Bestandteil alltäglichen Online-Handelns auf den unterschiedlichsten Plattformen. Laut Nowotny und Reidy gelten Memes in der „Kultur der Digitalität“ gar als „destruktive Überbrückung der einst Gewissheit spendenden „Kluft“ zwischen ‚Internet‘ und ‚real life“ (S. 9). Was bedeuten die vielfältigen Ausführungen in diesem Buch jedoch für mögliche Leser:innen? Wer wird mit diesem Buch überhaupt adressiert? Wer kann die Befunde *wie* nutzbar machen? Diese und weitere Fragen bleiben für mich leider unbeantwortet.

Alles in Allem ist es ein interessantes Buch, welches anhand von Internet-Memes die zentralen Aspekte der Kultur der Digitalität belegt – ja vielleicht sogar „kartographiert“. Der Anspruch „Neuland“ zu betreten, wird damit aber aus meiner Sicht nicht eingelöst. Stattdessen bietet das Buch einen sehr guten (kulturwissenschaftlichen) Überblick und eine Einordnung von Memes vor eben diesem Hintergrund.

Josephine B. Schmitt

Dr. Josephine B. Schmitt, Center for Advanced Internet Studies (CAIS) GmbH, Universi-

tätsstraße 104, 44799 Bochum, Deutschland, josephine.schmitt@cais.nrw

Literatur

- Chagas, V., Freire, F., Rios, D. & Magalhães, D. (2019). Political Memes and the politics of Memes: A methodological proposal for content analysis of online political Memes. *First Monday*, 24(2), <https://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/7264>.
- Stalder, F. (2016). *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.

Ingrid Paus-Hasebrink / Philip Sinner

15 Jahre Panelstudie zur (Medien-)Sozialisation

Wie leben die Kinder von damals heute als junge Erwachsene?

Baden-Baden: Nomos, 2021. – 318 S.

ISBN print: 978-3-8487-8382-3

ISBN online: 978-3-7489-2772-3

(Reihe: Lebensweltbezogene Medienforschung: Angebote – Rezeption – Sozialisation; Bd. 10)

Das vorliegende Werk ist aus mehrerlei Gründen bemerkenswert. Erstens verkörpert es eine der oft mantraartig geforderten, aber noch allzu selten realisierten qualitativen Längsschnitte im Bereich der Sozialisations- und Medienforschung. Es deckt einen imposanten Erhebungszeitraum von 15 Jahren ab. Zweitens ist die Publikation mehrfach theoretisch unterfüttert, wobei man aufgrund der langen Lauf- und Publikationszeit auch die Entwicklung von Theoriekonzepten exemplarisch nachvollziehen kann. Und drittens ist das gesamte Forschungsprojekt zusätzlich mit einer soziologischen Perspektive armiert, die sich von der Buntheit der Phänomene in den Lebenswelten anregen, aber nicht ablenken lässt – von den immer noch stark von sozio-ökonomischer Deprivation und sozialer Polarisierung geprägten Lebenslagen in der späten Moderne.

Die Verfasser haben ihre Monografie gut nachvollziehbar und den Leser souverän durch die üppige Befundlage führend in sechs Großkapitel gegliedert. Zuerst wird die theoretische Basis entfaltet, dann werden die jungen Erwachsenen in Familientypen sortiert. Anschließend werden ihre individuellen Wege und ihre Lebensführungen ausführlich vorgestellt. Fallübergreifende Entwicklungen in wichtigen Lebensbereichen tauchen in Kapitel

3 auf. Der subjektiven Perspektive der jungen Erwachsenen auf die Gesellschaft und deren Krisen wird in Kapitel 4 umfassend Rechnung getragen, bevor das Forscherduo in Kapitel 5 den Methodenkoffer der Längsschnittstudie umfassend reflektiert inspiziert. Bilanz gezogen, auch mit einer gesellschaftspolitischen Stoßrichtung, wird in Kapitel 6.

Der Argumentationsgang im Einzelnen: Die Autoren steigen ein mit einer Kritik an denjenigen Spielarten einer sozialwissenschaftlichen Forschung, die sich auf Randphänomene kaprizieren und sich vor den großen Herausforderungen der Zusammenhänge grundlegender Art drücken. Diese großen Fragen aber können sinnvollerweise angepackt werden im Rahmen einer praxeologischen Sozialisationstheorie. Was tut man mit einer solchen? Man konzentriert sich auf den Vollzug von Praktiken und die Verwobenheit von Gesellschaft und Individuum! Das permanent sich vollziehende Hervorbringen der gemeinsamen Lebensführung ist dabei Gegenstand des empirischen Begehrens. In diesem Zusammenhang gilt der besondere Blick dieser Monografie lebenslangen Prozessen offener Dynamik der Persönlichkeitsentwicklung insbesondere im jungen Erwachsenenalter – und dies wiederum in unterschiedlichen sozialen Milieus.

Es wird ferner gezeigt, welcher methodische Aufwand betrieben wurde: Es handelt sich um ein permanent weiter vorangetriebenes Mehr-Methoden-Design zu insgesamt sieben Erhebungszeitpunkten. Instrumententechnisch kamen angereicherte Leitfadeninterviews und Telefoninterviews zum Einsatz. Ihr Zweck war es, Aufschluss zu geben über biografische Aspekte, sozioökonomische Rahmenbedingungen und vor allem auch über die Einbettung der Medienrezeption in die alltägliche Lebensführung. Darin ist auch der besondere Beitrag dieser Studie zu sehen. Als Motto formuliert: Weg von der punktuellen hin zur kontinuierlichen Modellierung der Medienrezeption, -aneignung und -sozialisierung.

Was ist nun der Ertrag dieses immensen Aufwands und der damit gezeigten „Forscherkondition“? Im Studienverlauf zeigt sich erstens, dass und wie die sozioökonomischen deprivierten Bedingungen die Lebensführung der Familie bis ins Mark der alltäglichen Vollzüge prägten und trotzdem keine einheitliche Entwicklung in den Familien festgestellt werden konnte. Es drängte sich zweitens der Eindruck auf, dass es aber trotz der Vielfalt Gemeinsamkeiten zwischen bestimmten Familien

gab, sodass man eine Typologie entwarf. Damit leistet die Studie einen genuinen Beitrag zum Verständnis der Vielfalt deprivierter Lebenslagen, der Wege hinein und erfreulicherweise auch der Wege hinaus. Mit dieser verlaufsbezogenen Sichtweise führt sie die dynamische Armutsforschung der 90er Jahre medienwissenschaftlich fort.

Besonders interessant sind sodann die fallübergreifenden Entwicklungen im Panel zum siebten, abschließend dokumentierten, Erhebungszeitraum. Die Heranwachsenden münden ein in die frühe Erwachsenenphase, womit Fragen der beruflichen Weichenstellung virulent werden (S. 173). Und hier gibt es eine frohe Botschaft zu verkünden: „Abgesehen von den beiden letztgenannten jungen Männern (...) ist es inzwischen allen befragten jungen Erwachsenen gelungen, entweder erfolgreich in das Berufsleben einzustiegen oder aber die Weichen für weiterführende Ausbildungen zu stellen. Diese positive Entwicklung war aufgrund der schlechten sozioökonomischen Startbedingungen in den Familien des Panels so nicht zu erwarten gewesen. Auffällig ist, dass es bei einigen jungen Erwachsenen nur durch außerfamiliäre Unterstützung gelungen ist, wichtige Schritte in ihre berufliche Zukunft zu unternehmen. Aufgrund der nunmehr besseren Handlungsoptionen und, damit verbunden, auch gewachsenen Handlungskompetenzen konnte es auch den Heranwachsenden aus vielfältig belasteten Familien gelingen, neue Handlungsentwürfe zu entwickeln und diese auch umzusetzen.“ (S. 181).

Auch das private Leben der jungen Erwachsenen wird ausgeleuchtet. Die individuumsbezogene Ablösung vom Elternhaus steht an, ebenso die Etablierung eigener Haushalte. Diese Entwicklungsschritte, insbesondere die Aufnahme von Partnerschaften, werden von den jungen Frauen des Samples im Durchschnitt schneller bewältigt.

Natürlich geht es in der siebten Befragungswelle auch wieder um den Mediengebrauch und das Freizeitverhalten. Insgesamt gesehen bleiben Medien ein wichtiges Element der Freizeitgestaltung – gleichzeitig polarisiert sich aber innerhalb der Gruppe der Befragten der Mediengebrauch.

Bewegend und nachdenklich stimmend ist der Tenor des Kapitels über die Perspektiven sozial benachteiligter junger Menschen und ihrer Eltern auf gesellschaftliche Krisen und die Rolle von Medien. Wie aufgrund der Befunde der Erhebung der Migrationsforschung hierzulande zu „befürchten“ war, nahmen die interviewten Familien die Flücht-

den sehr stark als Konkurrenz wahr (S.221). Zudem spielte die erlebte Ungerechtigkeit eine große Rolle. „Viele von ihnen hatten das Gefühl, selbst um ihre Existenz bangen zu müssen, und empfanden die Geldzahlungen an Geflüchtete, ohne dass diese, wie sie betonten, vorher Leistungen erbracht hätten, als ungerecht.“ (S.221). Getriggert durch die Ereignisse in der Kölner Silvesternacht orchestrierte ein weiterer Topos die Interviewäußerungen, nämlich die Sorge und Angst um die Töchter.

Darüber hinaus können teils sehr unterschiedliche, teils auch sehr kontroverse Sichtweisen von Eltern und Kindern auf die Sachlage festgestellt werden. Das beginnt schon mit der jeweiligen Nutzung von unterschiedlichen Informationsquellen (S.223). Die Eltern stützen sich eher auf Freunde, Verwandte und Bekannte und Informationsabende; die Kinder hingegen brachten vermehrt Wissenspartikel aus der Schule mit. (S.224). Den Medien wird eine große Rolle in der Informationsvermittlung zugewiesen. Die konkrete Nutzung erfolgt dabei vor allem durch das Radio, das sehr stark in die alltäglichen Routinen integriert war. Regionale Radiosender wurden dabei bevorzugt rezipiert.

Selbstverständlich fehlt auch nicht ein Kapitel über die Corona-Pandemie als weiteres Beispiel einer gesellschaftlichen Krise und deren Bearbeitung in den Lebensführungen. Bemerkenswert hier ist die Polarisierung der Population hinsichtlich der Einschätzung der Rolle der Medien: „In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, wie heterogen die Ansichten im Panel sind und wie gering zum Teil das Vertrauen in die Medien und auch die Politik ausgeprägt ist. Während vielfach die Rolle und Qualität öffentlich-rechtlicher Angebote hervorgehoben wird, finden sich auch zahlreiche Stimmen, die dort, aber auch bei den privaten Qualitätssendern, gleichgeschalteten „Mainstream“ vermuten und sich abwenden.“ (S.261). Die sozialen Medien werden dann als „unabhängige Alternative“ (S.262) geadelt. In beängstigender Weise werden so immer intensiver Verschwörungserzählungen in die deprivierten sozialen Lagen transportiert.

In einer bilanzierenden Rückschau reflektieren Paus-Hasebrink und Sinner nicht zuletzt die theoretischen Positionen, von denen aus sich das Sozialisationsgeschehen über die 15 Jahre der Studie adäquat abbilden lassen. Hier sei insbesondere das Statement hervorgehoben, dass ein wichtiger gemeinsamer Nenner der sehr heterogenen Theorieelemente in ihrem starken Bezug auf das Tun, die Tätigkeiten der Subjekte zu erkennen ist. Der Me-

taprozess der Mediatisierung formatiert und orchestriert dabei insgesamt relativ mehr Tätigkeiten, damit kommt dem Mediensozialisationsprozess immer mehr eine Drehscheibenfunktion für andere Sozialisationsdomänen zu! Bei alledem heben die Verfasser die integrative Rolle des jeweiligen „Doing Family“ (Jurczyk/Lange/Thiessen 2014) hervor.

Am Ende ihrer Ausführungen plädieren Paus-Hasebrink und Sinner engagiert für eine stärkere gesellschaftliche Sensibilität für die Bewältigungsanforderungen, die heute gerade in forcierter Form an aus sozial deprivierten Milieus stammende Jugendlichen herangetragen werden (S.301). Diese sind nicht zuletzt aufgrund des immensen Bedeutungszuwachses der Medien für eine gelingende Lebensführung für die Sicherung ihrer Teilhabechancen besonders im Umgang und der Nutzung des gesamten Medienspektrums zu fördern.

Insgesamt liegt mit dieser Monographie ein wichtiger Beitrag zur Verknüpfung dreier oft getrennte Wege gehenden Disziplinen bzw. Forschungsrichtungen vor: der Medienforschung, der neuen Strömung der Familienwissenschaften im Sinne der Decodierung des Doing Family und der allgemeinen, auf den gesamten Lebenslauf bezogenen Sozialisationsforschung.

Andreas Lange

Prof. Dr. Andreas Lange, Hochschule Ravensburg-Weingarten, Universität für angewandte Wissenschaften, Doggenriedstraße, 88250 Weingarten, Deutschland, Andreas.Lange@rwu.de

Literatur

Jurczyk, Karin / Lange, Andreas / Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2014): *Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Beltz.

Axel Schildt

Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik
Göttingen: Wallstein, 2020. – 896 S.

Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von
Gabriele Kandzora und Detlef Siegfried
ISBN 978-3-8353-3774-9

Dieses Buch ist ein unvollendetes Meisterwerk. Ein Meisterwerk, weil es die Bedeutung der Medien für das intellektuelle Heranwachsen des westdeutschen Staates nach 1945 auf bislang unerreichte Weise hervorhebt. Unvollendet, weil Axel Schildt 2019 leider noch vor der Fertigstellung verstarb. Sein viel zu frü-

her Tod ist ein herber Verlust für die zeitgeschichtliche Forschung und ihre Beschäftigung mit den Medien, das beweist dieses Buch noch einmal eindrücklich. Ich erinnere unsere letzten Begegnungen noch sehr gut. Bei der Präsentation meines Buches über Helmut Schmidt und die Medien, bei der Vorstellung unseres Kanzlerprojekts bei der Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung sowie im persönlichen Gespräch sprachen wir über biographische Ansätze sowie über die Vermessung des politisch-medialen Feldes mit dem Instrumentarium Pierre Bourdieus.

Schildt bedient sich in seiner vorliegenden Studie zu den Medien-Intellektuellen der Bundesrepublik durchaus aus dem Werkzeugkasten der Sozialwissenschaften, rekurriert auf die Netzwerkanalyse oder eben auf die bourdieuschen Kapitalsorten. Allerdings geht er dabei pragmatisch vor, nutzt den analytischen Begriff des Feldes von Bourdieu mehr als Metapher und spricht ebenso von der Theaterbühne, da auf diesem Wege das Publikum viel klarer ins Bewusstsein der Betrachtung trete, anders etwa als in einer systemtheoretischen Annäherung, in der es bloße Umwelt sei.

Über den Begriff Medien-Intellektuelle kann man sicherlich zunächst stolpern. Axel Schildt gibt selbst an, er habe befürchtet, dass er damit nur einen Teil der Intellektuellen erfassen würde. Doch schließlich erwies sich „die Medienzentrtheit als zentrales Charakteristikum aller Intellektuellen“ (S. 12). Diese Medienzentrtheit in der Analyse eines Historikers freut den Medien- und Kommunikationswissenschaftler. Sowieso zeichnet sich Schildts gesamtes wissenschaftliches Wirken durch eine intensive Beschäftigung mit Medien und Öffentlichkeit aus. Besonders gut, so Schildt, lassen sich etwa bei Theodor W. Adorno die Strategien erfolgreicher Medien-Intellektueller verfolgen (S. 581). Denn der Kritiker der „Kulturindustrie“ nutzte ihre massenmediale Infrastruktur nur allzu gerne, um seine Kritik auch einem möglichst breiten Publikum zu servieren.

Schildt hat in 28 Archiven in an die 100 Nachlässen geforscht, und neben der Korrespondenz von Adorno zitiert er unter anderem Briefwechsel von Emil Dovifat und Otto B. Roegge (S. 269f.). Dovifat ist ein guter Beleg für jenen sicherlich nicht neuen Befund von Schildt, der auf so viele Bereiche der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft zutrifft, auf die Kommunikationswissenschaft ebenso wie auf ihren Gegenstand: „Der Neubeginn der Presse vollzog sich weitgehend mit dem vorhandenen Personal“ (S. 66). Der Übergang

vom „nationalsozialistischen Mediensystem“ in das „von den Alliierten etablierte[...] Mediensystem“ war fließend: „Diejenigen, die im ‚Dritten Reich‘ publiziert hatten, stellten insgesamt wohl vier Fünftel des Personals in den politisch-kulturellen Medien der unmittelbaren Nachkriegszeit, nach dem Wegfall der alliierten Restriktionen lag der Prozentsatz sogar noch höher“ (S. 79). Dagegen war die Zahl der Remigranten sehr klein, denn von „etwa 2.000 Journalisten im Exil waren in der Nachkriegszeit etwa 180 in den Printmedien tätig, dazu noch einmal 60 bis 70 in den Radiostationen“ (S. 84). Und doch zeigte sich Adorno, der erst später nach Deutschland zurückkehrte, vom geistigen Klima positiv überrascht, anders als Hannah Arendt und Thomas Mann.

Im Kontrast zur personellen Kontinuität hebt Schildt den geographischen Wandel hervor. War Berlin in den ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das intellektuelle Zentrum Deutschlands gewesen (S. 90), so befand es sich nach 1945 in der jungen Bundesrepublik in einer Randlage (S. 100). Im Westen stiegen vor allem München, Frankfurt am Main und Hamburg als neue geistige Zentren auf, weil sie jeweils neben einer Rundfunkanstalt, Buchverlagen und einer Universität über „Presseunternehmen mit überregional wahrgenommenen Qualitätszeitungen“ verfügten (S. 103). Und so erklärt Schildt nach dem Entstehen der Rundfunkanstalten daraus auch die Gründerjahre der *Süddeutschen Zeitung* in München (S. 143ff.), *Frankfurter Rundschau* (S. 146) und *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (S. 146ff.) in Frankfurt sowie der *Welt* (S. 141ff.) in Hamburg.

Hans Zehrer wurde 1953 Chefredakteur der *Welt*, nachdem Axel Springer sie übernommen hatte, den Zehrer 1941 auf Sylt kennengelernt hatte (S. 66) und mit dem er sich regelmäßig auf der Hamburger Esplanade traf (S. 74). Zehrer ist eine zentrale Figur der intellektuellen Nachkriegsgeschichte. Er war Teil einer geistigen Elite, die durchaus im Sinne von Orwells 1984 und Huxleys *Brave New World* etwas Angst vor der Masse hatte und sie zugleich paternalistisch zu lenken suchte, gerade auch journalistisch. „Geist heißt Führung und Schreiben heißt Vorschreiben“, sprach Zehrer 1951, der sich gegenüber Springer begeistert von dessen *Bild-Zeitung* zeigte (S. 306f.). Fünf Jahre später persiflierte Alexander Mitscherlich die Sorge vor der Vermassung in einer Veröffentlichung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wie folgt: „Politische Großveranstaltung, die Arena gefüllt bis zum letzten Platz, ein Teppich von Menschen und Ge-

sichern in den aufsteigenden Reihen, der Redner in vollem Zug. Er sagt: ‚Die Vermasung ist an allem schuld.‘ Orkanartiger Applaus.“ (S. 454) Dieser Zwiespalt zwischen Sorge vor der Masse und Lust an der Masse, wie auch bei Adorno, ist ein markantes Merkmal Medien-Intellektueller der frühen Bundesrepublik.

Die Darstellung endet mit den „langen 1960er Jahren“ (nach Anselm Doering-Manteuffel)“ (S. 608, 609), wobei im vorliegenden Buch auch das letzte Kapitel zu „1968“ unvollendet ist (S. 791). In den 1960er Jahren, so Schildt, nahm die Bedeutung Berlins (wieder) zu, jene des Fernsehens ebenfalls, und dies „führte zu einem tiefgreifenden Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (S. 611). Zu den bedeutendsten Kritikern des Fernsehens zählten Adorno und Dovifat, die eine „Infantilisierung durch die visuelle Überwältigung des Wortes“ fürchteten (S. 612).

Schließlich habe die Verbreitung des Fernsehens zu einem „raschen Wandel der politischen Kultur, der erhöhten Bedeutung teleger Präsentation“ geführt (S. 650). Das Kapitel zu den 1970er und 1980er Jahren wird in der

Einleitung nur angedeutet – Schildt konnte es nicht mehr schreiben. Er sah im Anfang der 1970er Jahre beim „Übergang vom Radio zum Fernsehzeitalter“ eine „Diskrepanz zwischen Medien- und Intellektuellengeschichte“ heraufziehen, denn im Fernsehen „regiert nicht das Wort, sondern das Bild“ (S. 54).

Schildts Lebensgefährtin, Ehefrau Gabriele Kandzora, und sein Weggefährte, Historiker Detlef Siegfried, denen Schildt die Herausgabe vor seinem Tod anvertraut hatte, sprechen im gemeinsamen Nachwort von einem „Opus Magnum“ (S. 785), das auch von den entsprechenden Programmen der Fritz-Thyssen- und der Volkswagen-Stiftung gefördert wurde (S. 786). Und diese Bezeichnung erscheint ob der Dichte der Darstellung und der Tiefe der Analyse fast noch untertrieben – wahrlich ein (unvollendetes) Meisterwerk.

Thomas Birkner

PD Dr. Thomas Birkner, Institut für Kommunikationswissenschaft (ifk), Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Bispinghof 9-14, 48143 Münster, Deutschland, thomas.birkner@uni-muenster.de